

CARNIOLIA.

ZEITSCHRIFT

für Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Redigirt von Franz Hermann von Hermannsthal.

III. JAHRGANG.

N^o 85.

Freitag am 19. Februar

1841.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jedes Mal ein halber Bozen. Der Preis des Blattes ist in Laibach ganzjährig 6, halbjährig 3 fl. Durch die k. k. Post unter Couvert mit portofreier Zustellung ganzjährig 8, halbjährig 4 fl. C. M., und wird halbjährig vorausbezahlt. Alle k. k. Postämter nehmen Vornumeration an. In Laibach pränumerirt man beim Verleger am Raan, Nr. 100, im ersten Stode.

Fragment

aus Kasriota's Leben.

Nach illyrischen Volksgesängen des Andre Kachich, zum ersten Male deutsch bearbeitet von —r.

Auf Arbanien's *) alten, slav'schen Throne
Herrschte Kasriota's Königsstamm,
Ewig feindlich jedem Türkensohne,
Doch den Christen stets ein fester Damm.

König Jvo's Gattin einstens träumte:
Dass aus der Geburt, die sie gebar,
Wild ein Riesendrach' empor sich bäumte
Gegen alle Macht der Türkenfahne.

Epir deckte er mit Leib und Flügeln,
Hin zum Osten war das Haupt gekehrt,
Nichts vermochte seine Eier zu zügel'n,
Die des Todes Opfer stets gemehrt.

Kaum hat Wosjawa den Tag gesehen,
Kam, den Blick von Thränen noch genächt,
Hin zum Gatten sie, um zu ersuchen
Ihre Ruh', die schmerzvoll sie verläßt.

Als sie König Jvo wohl verstanden,
Weiß zu deuten er den schweren Traum:
»Jenes Ungeheuer, das entstanden,
»Ist ein Sohn — der Löwe stärker kaum.«

»Du gebären wirst den muth'gen Krieger,
»Der einst trogen wird dem türk'schen Zar;
»Decken wird er Epir's Land als Sieger,
»Schützen wird er's vor der Feinde Schar.«

Noch vergingen nicht acht volle Tage,
Wosjawa, die Königin, gebar.
Wohl ein Wunderkind — so spricht die Sage —
Nimmer noch so schön geföh'n, fürwahr.

An der Stirne glänzend eine Krone,
An der rechten Hand ein mächtig Schwert.
Alle sahen staunend an dem Sohne
Zeichen, deutungsvoll, noch nie erhört.

Alles hat der Lust sich hingegeben,
Als zur Taufe man das Kind gebracht.
Zur o's **) heil'ger Nam' ihm ward gegeben,
Wohl bezeichnend großer Jugend Macht.

Als das Kind ein Knabe kaum geworden,
Kam das Vaterland in bitter Noth:
Nach Arbanien stürzten türk'sche Horden,
Brannten, raubten, übten Schreck und Tod.

Dieses Gold von Epir sie erzwanen,
Selbst des Königs Söhne mußten zieh'n,
Die als Pfand er gab dem Zar gefangen,
Zur o auch, das liebste Kind, dahin!

Nichts vermochten hier des Königs Bitten;
Wollt' er ferner herrschen noch im Land,
Wollt' er schützen seines Volkes Hütten,
Mußt' er lassen sie in Feindes Hand.

Und die Mutter, ihren Tod nur wägend,
Schritt in schwarzem Trauerkleid' einher;
Mit gelösten Haaren kam sie stöhnend,
Rief: »Lebt wohl! wir seh'n uns nimmermehr!«

Weit umher erschallten Schmerzensklagen,
Denn es galt die ew'ge Trennungzeit.
In der Mutter Arm die Söhne lagen,
Nichts kann tilgen ihres Herzens Leid.

Zur o sprach: »Gott bleibe mir gewogen,
»Ehen werd' ich dich dereinst wohl noch.
»Dank der Muttermilch, die ich gefogen!
»Dank und Liebe löst kein Sclavenjoch.«

Die Befang'nen nah'n dem Kaiserthron,
Wo der Zar der Feinde Muth nur höhnt.
Doch die Zeichen er am jüngsten Sohne
Bald mit Staunen sieht — und wird verböhnt.

In sein eig'nes Schloß läßt er ihn ziehen,
Um zu bilden ihn zum muth'gen Held;
Jeder muß' im Zweikampf bald ihn fliehen,
Denn in jedem er den Preis erhält.

Schon hat er den ersten Kampf vollzogen,
Hochbefrängt mit felt'nem Siegesruhm,
Als der »größte Held« einst kam gezogen —
So nann' ihn das ganze Kaiserthum.

Jetzt ruft der Tatar zum Kampf wohl Jeden, —
Nur der Jüngling, bartlos noch, er kam,
Kann nicht hören Al'i's freche Reden,
Denn er war aus edlem slav'schen Stamm.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das heutige Albanien, jedoch ausgedehnt über Dalmatien, Montenegro und Herzegovina, von den Illyriern auch Epir genannt.

**) Georg.

Der Uerochs im Wappen der Uersperge.

„Seid ewig, ihr Farben im Schild.“ —

Möge W. Lajus den Ahnherrn der Uersperge von einem altrömischen vornehmen Hause herkommen lassen; möge Schönleben behaupten, der Urvater dieses ruhmreichen Hauses sei von schwäbischer Abkunft gewesen, und mit Karl dem Großen nach Krain gekommen; — es genügt zu wissen, daß dieses Geschlecht in Oesterreichs Geschichte von jeher eine große Rolle spielte, und daß sie zum ältesten Adel unseres Vaterlandes gehören. — Wir theilen hier eine Wappensage dieses Hauses mit.

Einst, in grauer Vorzeit, lebte im Krainerlande ein Herr von Uersperg. Wir wollen ihn Adolf nennen. Er besaß nebst seiner festen Burg auch viel anderes Gut und war berühmt wegen seiner Tapferkeit und Stärke.

Herr Adolph saß eines Tages mit seinen Freunden und Waffenbrüdern im Zechgaden, und man sprach dem heimischen Nebenbarte nach urdeutscher Sitte fleißig zu. Bald wurde das Gespräch allgemein, und man unterhielt sich von den Freuden und Gefahren der letzten Jagd. — Man hielt es für ehrenvoll und geziemend, Wölfe, Bären oder Wildschweine zu hegen, und dazu gab es fortwährend Gelegenheit, denn es fanden sich derlei gefährliche Raubthiere zur Plage des Landmannes in unserem Vaterlande leider in schwerer Menge vor. — Und mit des Weines Aufregung wurden die Helden der nachbarlichen Tafelrunde mehr und mehr zu Mittheilungen dieser Art geneigt. — Man erzählte nun nicht bloß die eigenen Erlebnisse; auch der Ahnen Großthaten wurden rühmlichst erwähnt. — Es wurde von Kämpfen mit Riesen, Lindwürmern und Drachen, von Wagnissen jeder Gattung erzählt. Da nahm ein silberhaartiger Kämpe das Wort. „Die Tage jener schönen Zeit, die Tage ungeschwächter Manneskraft schwinden dahin, und die Recken machen dem schwächeren Enkelgeschlechte seufzend Platz; so wie die Riesen, verschwinden auch Drachen und der Vorzeit blutgierige Ungethüme. — Doch weidet dort im Grenzforste noch jezt ein Urochs, der an Stärke, Wildheit und Größe, wie bekannt, nicht seines Gleichen hat. Er treibt ungestrast sein Unwesen. Mancher wackere Degen erlag der Riesenkraft seines Gehörnes, dem Schrecken des wehrlosen Pilgers und Landmannes; und allgemein ist der Volksglaube, daß ein böser Zauberer zur Plage der schönen Heimath dieses Unthier in den alten Forst gebannt habe. — Wer ist unter uns, der den Kampf mit dem bösen Thiere wagt?“ —

Die Zecher der Tafelrunde verstummten. Doch des Muthes Glutfunken leuchteten aus den Augen des kampflustigen Burgherrn, der bisher von dem bösen Treiben des Urochsen nur mangelhafte Kunde gehört hatte, nun aber von des Unthiers Schädlichkeit überzeugt wurde. — „Ich will das Riesenthier besiegen, oder nie mehr heimkehren“, sprach er mit fester Stimme und erhob sich vom Zechgelage. — Und als ihn die Freunde von dieser gefährlichen Fahrt zurückzuhalten strebten, ergriff Adolf das Schwert, nahm Schlachtkolben und Jagdspieß zu sich, und ließ sich einen Maulring, wie man sie damals den Pflug-

stieren durch die Nase zu ziehen gewohnt war, einhändigen. Die holde Burgfrau weinte gar sehr, und zeigte dem Ritter den zehnjährigen Sohn, das Döchterlein in der Wiege, welche nun durch sein gefahrvolles Unternehmen bald Waisen sein würden. Doch Herr Adolf gab seinen Entschluß nicht auf, sondern ritt hinaus in den dunklen Forst. —

Fünf Tage waren vergangen, doch Adolf kehrte noch immer nicht zurück. — Und als die Sonne zum sechsten Male hinter die waldumkränzten Berge zog, da tönte laut und fröhlich des Wächters Horn von der Barte. Herr Adolf von Uersperg aber trieb den gefürchteten Uerochsen, durch dessen Nasenlöcher ein eiserner Ring gezogen war, mit dem gewichtigen Kolben vor sich her gegen die Burg. Zahlreiches Volk hatte sich dem seltsamen Aufzuge beigefellt, und jauchzte laut, daß Herr Adolf den bösen Urochsen gefangen und bezwungen habe. Der alte Ritter, welcher den riesigen Burgherrn vermocht hatte, den Kampf einzugehen, umarmte den Helden, und sprach frohgelaut: „Wenn unsere Nachkömmlinge gleich nicht mehr Riesen sind, so können deinem Hause doch nie — Zwerge entstammen.“ —

Die Sage von Adolfs Heldenthat hat sich unter dem Volke erhalten, auch führen die Fürsten und Grafen von Uersperg noch jezt im rothen Feld einen goldgelben Uerochsen, mit einem durch die Schnauze gezogenen gleichfärbigen Ringe. Erst mit Vermehrung ihrer Würden und Güter haben sich die Abzeichen in ihren Wappen vermehrt. Auch haben die spätern Enkel noch der Ahnen Heldenthath.

Joh. Vinz. Sonntag.

Der Brief und der Marquis.

Fragment aus dem Leben eines Freundes, erzählt von Michael Heinko.

1.

Emil von Stern... stand im großen Gasthose zu M..... in seinem Zimmer am Fenster, die von einer weiblichen Hand sehr unleserlich geschriebene Adresse eines Briefes sinnend betrachtend.

„Sonderbar, kaum angekommen, und schon einen Brief, und — wie es scheint — von einer Dame. — Ich habe wohl schon meine Adresse auf der Post abgegeben, allein so schnell mit einem Schreiben von einer zarten Hand beglückt zu werden — sollte mich etwa das Schicksal ausersehen haben, wider meinen Willen in ein romantisches Abenteuer verwickelt zu werden? — Nun, wir wollen sehen.“ —

Emil öffnete das Couvert, welches mit einer Oblate leicht verschlossen und nicht gestiegelt war; ein größerer und ein kleinerer Zettel fiel heraus, begleitet von einem Plagregen blauen Streufandes. Beide Zettel waren vollgeschrieben mit einer Menge verkrüppelter, krabbelnder, einander drängender und verwickelter Charaktere, deren dem Auge wehthuendes Gewimmel nur durch einige wohlthätige Kleckse gemildert wurde. Emil begann, nicht ohne Mühe, die Ameisen-Hieroglyphen zu entziffern. Der größere Zettel lautete:

„Theuerster Emil!“ — „Was, theuerster Emil? wie komme ich in dieser mir fast weltfremden Stadt zu diesem Titel, und von wem?“

Emil suchte nach der Unterschrift, und fand endlich in einer Ecke des kleinen Zettels — „Deine Dich innig liebende Alfonsine.“ — „Alfonsine! so heißt ja — ich habe sie ja noch gar nicht gesprochen — nun Was weiter?“

„Ich eile Dir mitzutheilen, daß Herr v. Stern..., der, wie ich aus den Reden des Papa vermuthete, mir zum künftigen Herrn und Gemahl bestimmt zu sein scheint, gestern hier angekommen, und im großen Gasthose abgestiegen ist. — Er sieht ziemlich verdrießlich und nichts weniger, als liebenswürdig aus; eine Narbe auf der Stirne entstellt ihn sehr. Er soll sie zwar, wie ich hörte, in irgend einer Schlacht erhalten haben — er war Officier — allein so Etwas sieht man gern an einem alten Musketier, aber nicht im Gesichte eines Mannes von Bildung: — es riecht nach Prügelei, es ist gemein. Mein Bräutigam soll aber ein hübsches Vermögen haben. — O wie freue ich mich auf die herrlichen Equipagen, Coirées, die Bälle! Ich hoffe wohl keine Kinder zu bekommen, das Geschrei, der Geruch ist eckelhaft, si done! A propos, hast Du schon den wunderschönen Kopfsuß bei der Madame Chaquin gesehen? — himmlisch! und nur 10 Dukaten. Denke Dir, Papa sagt, er wäre zu theuer, und wollte mir ihn nicht kaufen! nun, Das soll bald anders werden.“

Fortsetzung auf dem zweiten Zettel:

„P. s. Mit meinem griesgrämigen Bräutigam fuhr ein junger Mann — eine Physiognomie, so anziehend, so etwas Geistreiches, schwarze Locken, kleines Schnurrbärtchen. Es muß ein intimer Freund meines künftigen Tyrannen sein. — Er wird wohl öfters ins Haus kommen. — Besuche mich bald, ich habe Dir viel, sehr viel zu erzählen. Deine Dich innigliebende Alfonsine.“

Nachdem Emil von der Ueberraschung sich erholt hatte, besah er die Adresse auf dem Couvert, dann die Aufschrift im Briefe näher, und überzeugte sich, daß letztere nicht „Theuerster Emil“ sondern „Theuerste Emilie“ lautete, dann daß die Adresse auch „an Emilie v. Stein...“ das Weitere war unleserlich — lauten konnte, daher die Verwechslung auf der Post erklärlich war.

Emil legte den Brief zusammen, that ihn in das Couvert, schloß solches wieder, wie es früher war, mit einer Oblate zu, und ging ins Freie, um des unangenehmen Eindruckes, den das Schreiben auf ihn gemacht hatte, los zu werden.

Das also war die Gesinnung des Mädchens, welches zur Gattin zu wählen ihm sein guter Oheim rieth? — Wie hatte sich der Biedermann in der Erwartung, welche er von dem Character und der Erziehung der Tochter seines Jugendfreundes Lan... hegte, getäuscht! Emil schritt längere Zeit hindurch mißmuthig durch die Alleen am Glacis. — „Also dieses Ehrenmal, das ich im Kampfe für mein Vaterland erhielt, — das Einzige, auf was ich stolz

bin, ist gemein. — Das Lächeln des süßen Kindes an der Mutterbrust eckelt sie an.“ —

Doch bald ermannte sich Emil aus diesen Träumereien — der Humor gewann die Oberhand in seinem Gemüthe, und scheltend sprach er zu sich selbst:

„Ich glaube gar, ich wäre beinahe im Begriffe, über verlornes Liebesglück, über eine mir entrissene Geliebte zu trauern — während es doch weiter Nichts ist, als daß mir das glückliche Spiel des Zufalls, dann die Hieroglyphen dieses albernem Geschöpfes dazu halfen, meinem guten Oheim den Beweis zu liefern, daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich seinen wärmsten Wünschen, mich zu verhehelichen, nicht zu entsprechen vermag.“

Emil konnte ein lautes Lachen nicht unterdrücken, als er auf den anziehenden, geistreichen Begleiter dachte. Sein Entschluß war gefaßt. — In heiterer Stimmung kehrte er in die Stadt zurück und ging gerade auf die Post, wo er den Brief mit dem Ersuchen abgab, daß solcher ehmöglichst an das Fräulein, an welches er adressirt war, befördert werden möge. Einer der Postbeamten dem die mysteriöse Adresse nicht neu zu sein schien, gab die Versicherung, der Brief werde unverzüglich entfertigt werden, nachdem so eben ein Briefträger in die Umgebung der Stadt, wo das Gut des Vaters des Fräuleins von Stein... liegt, abgehen werde.

Emil hatte die gewünschte Aufklärung, und entfernte sich schleunigen Schrittes, um das Uebrige einzuliciten.

2.

Herr Lan... war früherer Zeit Speculant gewesen, hatte bedeutend mehr Glück als Verstand gehabt, und dermal noch unendlich viel mehr Geld. Seine Gattin war ihm früh entrissen worden, gegenwärtig lebte er von seinen Renten zu M..... und hatte sein geliebtes einziges Töchterlein — nach seiner Meinung — vortrefflich erziehen lassen. Lan... war übrigens ein Mann, der das Mädchen ziemlich karg hielt, demselben keine öffentlichen Unterhaltungen gönnte, und demnach auch, was die Moral seines Kindes anbelangt, vollauf gesorgt zu haben glaubte, ohne sich übrigens weiter um dessen Thun und Lassen zu bekümmern. Lan... hatte dermal nur zwei Geschäfte, nämlich Tabakrauchen und Zeitunglesen. — Eben in einer solchen Beschäftigung versunken, wurde er von Emil von Stern... unterbrochen, der ihm seinen Besuch abzustatten kam.

Lan... empfing ihn mit offenen Armen.

„Schön, lieber Stern..., schön, daß Sie Ihr Wort halten. Aufrichtig gesprochen, habe herzliche Freude gehabt, als mir Ihr Oheim, mein alter Fritz, schrieb, daß Sie mich besuchen wollen. Weiß wohl, hat so auch seine Ursache, he! he! he! hab' ein Mädel, he! he! ist nicht übel, he! he! he! und, aufrichtig gesprochen, viel Bildung! — spricht französisch, spielt Pianoforte famos, und immer in den Büchern; weiß zwar nicht, was sie liest; habe mein Leben nicht viel auf Bücher gehalten — lese nur Zeitungen — steht so Alles in den Zeitungen, was man wissen will — indessen heutzutage liest so Alles

Bücher. Nun kommen Sie, kommen Sie, lieber Etern..., hinüber — hören Sie? spielt wieder Pianoforte — aufrecht gesagt, spielt suverb! —

Dan... nahm Emiln vertraulich unter den Arm, und führte ihn durch mehre Zimmer in das Appartement seiner Tochter. Man vernahm einen gewaltigen Lärm, welchen ein auf dem Pianoforte gespielter Walzer verursachte, Dan... öffnete die Thüre, sie traten ein. Alfonsine erhob sich vom Piano. Sie war ein Mädchen in der Blüthe der Jugend — allein nicht in einer Veilchen- oder Rosen- sondern in einer hibiscus-rosa-sinensis-Blüte. Eine üppige Gestalt, nicht übel gewachsen, nur sehr kurze Taille. Das Gesicht strahlte von unzerstörbarer Gesundheit, den kirschrothen Mund umspielte unauslöschliches Lächeln, das bei der geringsten Veranlassung in lautes Lachen überging, aus den ungemein beweglichen, funkelnden Neuglein leuchtete Neugierde und Unbesonnenheit. Ihr Anzug war stark Neglige, so wie auch die mannigfaltige Decorirung des Zimmers verrieth, daß sie keine Freundin pedantischer Ordnung sei. Auf dem Piano und auf einem Arbeitstischchen lagen mehre Bücher, darunter „das Mädchen aus der Fliedermühle“ von Claren, einige Romane von Lafontaine, dann „die Drachenritter, oder die furchtbaren unterirdischen Gewölbe der Ilfensteinburg“, Seitenstück zu den Löwenrittern, vom Verfasser „des Francesco, der kühne Räuberchef“ u. s. w.

Nach geschעהener gegenseitiger Vorstellung entwickelte Alfonsine eine staunenswerthe Redefertigkeit und eine solch wunderbare Ideen-Dissociation, daß Emil durch ihre auf die heterogensten Gegenstände übergehenden, unzähligen Fragen fast außer Fassung kam, zumal diese Fragen sämmtlich im Felde des Theaters, der Moden, Bälle und andern Unterhaltungen in der Residenz sich herum jagten, worin Emil wenig bewandert war.

Alfonsine wurde angenehm überrascht, als Emil Herrn Dan... um die Genehmigung ersuchte, seinen Reisegefährten und Freund, den Marquis Camerieri, aufzuführen zu dürfen, was natürlich von Seite Dan...’s mit ausnehmendem Vergnügen sich erbeten wurde. Einige Tage darauf kam Emil mit dem Marquis ins Haus.

(Beschluß folgt.)

Neues.

(Zwei Stumme.) Kürzlich kamen einige Husaren in ein Dorf bei Preßburg auf Werbung. Viele jungen Burfche drängten sich zu ihnen, und ließen sich Handgeld geben; Einer, ein Hirtenjunge aus dem Dorfe sah mißvergnügt dem Handel zu, denn er war stumm, und konnte aus dieser Ursache, ungeachtet seines Hanges zum Soldatenstande, sich diesem nicht widmen. Als aber der Werbcommandant einen Krug ergriff, und auf das Wohl aller Assentirten ein Lebehoch ausbrachte, da stürzte auch dieser Hirtenjunge hin, und mischte zum Erstaunen aller Anwesenden sein „Ehien!“ in das der andern Angeworbenen: das Uebermaß seiner Erfindungen hatte ihm zu seiner nicht geringen Freude die Sprache wiedergegeben. Die natür-

liche Folge seines Glückes war, daß er sich sogleich assentiren ließ. —

Dagegen hat sich in Bernburg am 5. December Folgendes ereignet: Ein Gymnasist Wl. aus G. legte sich, nachdem er, wie Manche sagen, am Abend einen Roman gelesen, ruhig zu Bett. Um Mitternacht träumt ihm, er gehe in Brasiliens schönen Wäldern botanisiren; plötzlich kommt eine Schlange auf ihn zu, und will ihn zerdrücken. In der Todesangst des Traumes will er um Hülfe rufen, aber die Sprache ist ihm vergangen, und darüber erschrocken, wacht er aus dem Schlafe auf. Da Traum und Angst noch ganz lebendig in ihm sind, so weckt er seinen Cameraden mit Stößen auf, um ihm den Traum zu erzählen, aber — alle Anstrengung zu sprechen ist vergeblich: er ist stumm geworden. Er setzt sich an den Tisch und schreibt den Traum nieder. — Am andern Morgen wird er von vier Aerzten besucht. Sie machen ihm Hoffnung, daß er die Sprache wieder erlangen werde, bis jetzt aber kann er nur einzelne Sylben stottern, befindet sich übrigens wohl. —

(Auf der Eisenbahn von Mailand nach Monza) hat die Zahl der Passagiere vom 18. August bis 31. December 158,218, die Einnahme 155,659 Lire 25 Cr. betragen. Kein einziger Unfall störte die Fahrten auf der Bahn. —

Mannigfaltiges.

Muley Maluk's Ende.

Muley Maluk, Kaiser von Marokko, lag ohne Hoffnung auf Wiedergewinnung an der Abzehrung darnieder, als Don Sebastian, König von Portugal (1557 — 1578), mit seiner Armee sich nahte, um Marokko's Thron für seinen Neffen zu erobern. Der Todkranke trifft alsbald mit größter Weisheitsgegenwart die kräftigsten Maßregeln zum Widerstande, und rückt selbst, in der Sänfte getragen, mit seiner Armee dem Feinde entgegen. Der Tag der Schlacht, von deren Ausgang das Schickal der Regentenfamilie und des ganzen Landes abhing, war gekommen. Muley Maluk fühlt sich seinem Ende ganz nahe. Da giebt er seiner nächsten Umgebung und allen seinen Feldherrn den Befehl, sie sollten, wenn sein Tod vor beendigter Schlacht erfolgte, diesen dem Heere verschweigen, und noch immer, wie vorher, an seine Sänfte hiarreiten, als wollten sie da Befehle empfangen. Vor Anfang der Schlacht ließ sich der sterbende Held unter dem ganzen Heere herumtragen, und durch die Kraft des Willens den hinfinkenden Körper noch in seinen letzten Momenten zum Dienste zwingend, ermahnte er Alles zur Tapferkeit. Der Kampf begann, und die Marokkaner gingen an zu weichen. Als dies Muley Maluk sah, warf er sich, obgleich er schon in den letzten Zügen geschienen, aus der Sänfte heraus, bringt die Armee wieder in Ordnung, und führt dieselbe zurück zum neuen Angriff, bei welchem die Mauren siegten. Unmittelbar jedoch nach dieser ritterlichen That läßt sich der Kaiser in seine Sänfte zurücktragen, legt, um hierdurch noch einmal seinen Befehlshabern Verschwiegenheit zu empfehlen, den Finger auf den Mund — und ist nach wenig Minuten verschieden.

Anquetil du Perron,

geb. zu Paris im Jahre 1731, der Gelehrte und Schriftsteller, den seine Forschungsbegier antrieb, als gemeiner Soldat nach Indien von Paris abzureisen, dem aber hierauf die Regierung in Anerkennung Dessen, was er war und wollte, die freie Reise und einen Gehalt bewilligte, gerieth, weil er sein Haupt unter das kaiserliche Joch zu beugen verweigerte, in schreckliche Noth. Brod und Milch war seine einzige Nahrung, und 25 Centimen seine tägliche Einnahme, von denen er nur 5/15 ausgab. „Ich lebe im Ueberflusse“, sagte er, und kann allenfalls dem stolzen Sieger von Marengo und Austerlitz jeden Tag 2 Sous abgeben.“ — „Aber wenn du krank wirst“, fragte ihn ein Freund; „lobe doch den Kaiser, wie alle Andern, denn du brauchst ihn, um zu leben.“ — „Aber zum Sterben brauche ich ihn nicht“, antwortete Anquetil, und er lebte vergnügt und gesund 74 Jahre in anhaltender, gelehrter Arbeit, und sagte noch einen Tag vor seinem Tode, der am 17. Jänner 1805 erfolgte, zu seinen Freunden: „Hier seht ihr Einen, der voll Lebenslust stirbt.“